Nr. 40 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann.

(Fortsetzung.)

In einem Gefühl duldender Liebe ließ sie es geschehen, aber dann packte auch sie auf einmal ein sehnsüchtiges Verlangen, das aus der Tiefe stieg, wo sie die Hoffnungen auf einen Sohn begraben hatte, und sie schloß die Augen, und ihre Lippen öffneten sich und wurden blutrot unter seinem Kuß. Am Ende doch noch! schrie es in ihr, und als ihr ein Gedanke an seine Krankheit kam, peitschte sie ihn fort, denn wenn Niklas Gefahr lief bei dieser Umarmung, so lief sie die größere: ein Kind zu empfangen, das schwach und kränklich geboren wurde. Aber ein Kind!

In diesem Jahre brach die Hochsaison mitten im Juli zusammen. Nur das Badhotel hielt Stand. Der Ort aber war wie ausgestorben. Ein sintflutartiger Regen ging nieder und hüllte Heiligenbronn fast vierzehn Tage lang in graue Nebelschwaden, die sich in den Wäldern fingen und den Park umspannten. Da vermochte das alte Schweizerhäuslein, das als Kurhaus diente, nicht mehr als Zerstreuungsort und Zufluchtsstätte zu genügen, und die Kurkapelle fiedelte frierend im leeren Saale. Die Thermen lagen öde, nur die Kranken, die an ihre vorgeschriebene Kur gebunden waren, ließen sich noch halten.

Das gab Baumgart Gelegenheit, seine These von Heiligenbronn als Heilbad wieder zu entwickeln.

Marie Therese aber antwortete mit dem Hinweis auf ihre treuen Gäste, denen sie den Aufenthalt in dem neuen Flügel so gemütlich machte, daß nur wenige die Abreise ins Werk setzten.

Um so schöner entfaltete sich dann der September. Die Sonne schüttelte täglich ihre vollen Strahlen aus, frisch und üppig standen Park und Wälder, und weithin entrollt, glänzte die Ebene in bunten Farben.

Marie Therese wartete auf Niklas. Er kam aus der Sitzung des Gemeinderats, und sie las in seinen Zügen, in seiner Haltung, daß er Wichtiges zu berichten wünschte.

Leonardo da Vinci: Mona Lisa.

„Nun, wie ist es gegangen?"

„Angenommen! Die Gemeinde übernimmt fünfundzwanzig Prozent des Garantiekapitals der Bahn. Meine Stimme hat den Ausschlag gegeben. Jetzt kriegen wir das Bähnlein. Der Amtmann hat mir persönlich dafür gedankt."

„Er hat Grund, wir handeln gegen unser Interesse," versetzte Therese und biß die Lippen.

„Das sagst Du und Du hast vielleicht recht. Aber das Gemeinwohl geht vor."

In ihrem blassen Gesicht, in dem die Augen wieder tiefer lagen, zerging ein Lächeln. Wie anders klang's, als der Vater ihr das geantwortet hatte! Aber sie sah, daß Niklas grau und kurzatmig im Stuhl saß und ließ es dabei, und dann war sie die erste, die an die Krautschen Wiesen erinnerte, die in der Talmulde lagen und voraussichtlich von der Spur der Eisenbahn berührt oder gar durchschnitten wurden.

Im Oktober fand eine Begehung der Strecke statt. Niklas Markwalder war in die Kommission gewählt worden. In den Weinbergen hatte die Lese begonnen, aber kalt pfiff der Wind durch die Reben und spritzte harte Regentropfen, die unten im Tale wild einherfuhren, während Heiligenbronn im Schutze der Berge in einer schönen silbernen Herbststimmung glänzte und die Wälder ihre bunten Farben aushingen.

Schweren Ganges bewegte sich Marie Therese durch den Garten und trat auf das Aussichtstürmchen, das sie im Frühling am Ende des Besitzes erbaut hatte, dort, wo der alte Apfelbaum seine verkrüppelten Aeste reckte. Schon spann rotes Laub an den Quadern empor. Die Fahne auf der Zinne knatterte in der frischen Brise. Jetzt stand die Frau am Mast und schaute nach den Männern aus.

Zuerst trafen Marie Theresen ein paar verirrte Sonnenstrahlen, dann zuckten an ihrem Gesichte ein paar silberne Speere vorüber, die aus einer Wolke herabgeschleudert, ihre Hände trafen und als Regen daran herabflossen. Dann sah sie, wie im Tal ein wilder Wirbel niederging. Die Sonne malte hurtig einen Regenbogen auf den grauen Hintergrund.

Niklas hätte zu Hause bleiben sollen! Sie hatte ihn gewarnt, sie wollte ihm den Wagen schicken! Unruhig stieg sie herab.

In der Nacht, die mit eintönigem Regen den Tag zur Ruhe legte, schlug der alte Faber wieder an die Tür des Arztes. Diesmal blieb der Doktor bis zum Morgen im Badhotel. Und als er nach drei Tagen noch einmal geholt wurde, kurz vor Sonnenaufgang, da lag Niklas Markwalder im Sterben.

Marie Therese hat die letzten Gäste mit guten Worten gebeten, ihr das Haus allein zu lassen, und so ist sie mit ihrem Manne in der alten Stube gesessen, die noch von den Eltern her eingerichtet war, und hat die letzten Stunden schleichen und den Tod kommen sehen. Die bei ihr sein sollten, kamen zu spät. Das Theresle verstört, der Vater scheu und fremd. Und sie fanden eine aufrechte blasse Frau, die im stillen geweint hatte, fanden sie schwer gesegneten Leibes und mit mageren Händen, die alles getan, alles gerichtet hatten und das Theresle nun treu umfingen. Weder die Tochter, noch der Vater sind ihr zu Hilfe gekommen. Sie mußte sich allein helfen, und der schwarze lange Schleier deckte ihr kaum den Leib, als sie hinterm Wald am Grabe ihres Mannes stand und fest in die Schaufel griff, auf der ihr der Totengräber die braune Walderde bot, die sie zu drei Malen hinabstreute auf den Sarg.

Zwei Monate später gebar Marie Therese einen Sohn und hat das Andenken Niklas Markwalders in Tränen noch einmal gesegnet.

10.

In der ersten Zeit lag das Grab des Mannes als ein dunkler Berg am Wege, wenn Marie Therese die Augen von der Arbeit und von dem Kinde hob, das ihr blühend aus ausgeruhtem Schoße gestiegen war. Aber allmählich sank er zum Hügel, bedeckte sich mit Grün, versäumte noch eine Weile den Blick, weckte stilles, freundliches Gedenken und tauchte endlich unter, daß sie ihn nur dann gewahrte, wenn sie die Gedanken darauf sammelte. Vor ihr aber lag das Leben, das ihr noch viel zu tun ließ und in das sie mit festen Schritten aufrecht hineinging. Und bald geschah es, daß sie allein stetiger und ruhiger die Zügel zu führen wußte, als früher neben dem Niklas. Schon woben sich durch ihre braunen Haare einzelne silberne Fäden, die weniger von den Jahren als von den Kümmernissen herrühren mochten, aber in schlanker Fülle stand sie vor den Gästen, eine feine Linie um den schönen Mund, die nur zuweilen in einem ehrlichen Lächeln verschwand, dann aber wieder auftauchte, um die Prüfungen des Lebens nicht Lügen zu strafen.

Das Theresle aber trat die Kinderschuhe aus, und der Bub wuchs in die ersten hinein.

Drei Jahre nach dem Tode Niklas Markwalders errichtete Marie Therese den anderen Flügel des Hotels. Nun lag der alte Amtshof als Mittelstück vor den zurücktretenden Flügelgebäuden und wurde vollständig, aber im alten Geiste erneuert. Mit hundert kleinen Balkonen und zwei großen Terrassen lehnte sich das Badhotel Krantz jetzt über die Halde und blickte aus 200 Fenstern zu den blauen Bergen hinüber, hinter denen die Sonne unterging. Das Heer der Angestellten und Dienstboten kannte keinen Willen als den der Frau, und in Heiligenbronn rechnete jeder mit der Markwalderin.

Auch die Regierung wurde von dem gewaltigen Strom von Energie erfaßt, der von der Tätigkeit dieser Frau ausging, und konnte sich nicht länger drängen lassen, den Ständen des Landes eine Forderung auf Erweiterung des Thermalbades vorzulegen, denn der Besuch von Heiligenbronn war stetig im Wachsen, und der Ruf des Badhotels klang weit über die Grenzen.

Trotzdem war Marie Therese damals nicht die reiche sorgenlose Frau, von der die Heiligenbronner fabelten. Schwere Lasten ruhten auf dem Anwesen, in dem ein großes Kapital, eigenes und fremdes, angelegt war, und sie mußte sparen, wie einst das Theresle gespart hatte, nur in ganz anderen Verhältnissen, um ihre Verpflichtungen zu erfüllen, und niemand wußte besser als sie, daß sie in den ersten Jahren die Kniee an den Leib ziehen mußte, um die Decke bis über die Füße zu streichen. Aber sie hatte bauen müssen. Langsam anschwellend war die Zahl der Gäste gestiegen, und sie durfte den Augenblick nicht abwarten, bis der Unternehmungsgeist, der in Heiligenbronn selbst nicht zu Hause war, sich von außen hereinwarf und ein zweites, großes Hotel baute, das dem Badhotel Krantz die Sonne weggefangen und es aus seiner herrschenden Stellung gedrängt hätte.

Als Marie Therese fünf Jahre nach dem Tode Niklas Markwalders die zweite Hypothek getilgt hatte, überkam sie zum ersten Male das Gefühl einer Ermüdung — wie jemand, müde, sich gern eine Weile ruhen möchte, um dann wieder von neuem auszuschreiten. Sie hatte die Jahre hindurch, schon als Niklas noch lebte, im stillen immer gerechnet: wenn erst einmal diese Schuld abgetragen ist! Und sie hatte sich auf diese Frist gefreut mit einer tiefen, trotzigen, in Gedanken schon gekosteten Genugtuung. Heute, da es endlich soweit gebracht war, saß sie müde, als hätte sie mit der Erreichung dieses Zieles etwas eingebüßt. Dieses Gefühl hatte sie nie gekannt.

Es war Schlafenszeit, die Zeit der hellen Nächte und der Juniblüte. Langsam erloschen die elektrischen Lichter im Hotel. Marie Therese stand am Fenster ihres stillen Zimmers. Nun hörte sie die Stimme der Tochter, die sich von den letzten zur Ruhe gehenden Gästen verabschiedete. Da bedachte sie, ob sie am Ende dem Vater schreiben sollte, daß die Hypothek getilgt sei. Aber er wußte ja, daß sie das Jahr und den Tag festgesetzt und unverwandt darauf abgestellt hatte, und da wußte er auch, daß es geschehen sei. Die Last, die auf dem Dache lag, war um die Summe vermindert worden, die sie so schwer gedrückt hatte. Was jetzt noch unter den Ziegeln ruhte, das trugen die Balken gut.

Es war still geworden. Sie bog sich aus dem Fenster. Auch das leise Pochen des Elektrizitätswerkes hinten im Garten war verstummt. Nur ihr Herz schlug stark und voll an der eisernen Brüstung, über die sie in die Sommernacht lauschte. Von dem Theresle nichts mehr. Es war ins Bureau gegangen. Marie Therese hatte nichts mehr zu tun. Der Chef hatte die Speisenfolge für die nächsten drei Tage schon aufgesetzt, es war nichts zu erinnern gewesen. Die große Geflügelsendung war angekommen. Morgen waren nur fünf Abreisen, eine mit dem Automobil, die anderen mit dem Bähnlein, dessen letzter Pfiff jetzt aus dem Tal heraufklang und sich in den Wäldern verlor.

Kein Kauz lachte im Walde. Grüne Lichtlein schwebten unter den Büschen und glänzten wie Edelsteine auf den Rasenbändern, Johanniswürmchen, die ihr Laternchen schwenkten. Von den Linden, die vor dem Eingang des weißen Badhauses standen, das nun doch noch erweitert werden mußte, wenn der Zuzug leidender Fremden nicht unterbunden werden sollte, pflückte der Nachtwind den Duft der gelben Blüten und trug ihn in weichen Wellen dem Hause zu. Ein Huschen, ein Kichern, da strichen wieder ein paar von den Kellnern und irgendein leichtsinniges Küchenmädel heimlich ins Freie.

Marie Therese wußte, daß sie die Schuldigen feststellen würde, aber es war heute ein nachsichtiges Gewährenlassen in ihr. Mochten sie irgendwo der Nacht eine Stunde stehlen, morgen war noch Zeit zur Buße. Das kam wohl von der Müdigkeit, die in ihr war — aber hatte nicht jemand geklopft? Sie hatte schon lange das Licht gelöscht. Sie rief herein. Niemand öffnete. Das Kindermädchen hatte ja auch schon gute Nacht gewünscht und sie selbst dem Franzel noch einmal das Decklein gestrichen. . . .

„Theresle, bis Du's?"

„Ja, Mutter!"

„Wunderst Dich, daß ich kein Licht hab. Schalt nur ein, ich mag das Dunkel nicht," log sie. Es war das erste Mal, daß sie im Dunkel saß.

„O, meinetwegen nicht, Mutter, die Nacht ist ja so hell. Ich find schon ans Fenster."

Es stand schon neben ihr. Unwillkürlich hatte sich Marie Therese aufgerichtet. Sein Atem strich an ihrer Wange hin.

„Was rennst Du denn so die Treppen?" sagte sie.

„O, ich bin ganz langsam gegangen."

„Dann schnür Dich nicht, Du pochst ja wie der Motor im Kesselhaus," fuhr die Mutter mit guter Laune zärtlich fort.

„Ich schnür mich doch gar nicht," verteidigte sich das Theresle.

„Hast auch nichts zum Schnüren?"

„Ach Mutter, was weißt Du denn davon!" antwortete es und lehnte sich an sie, ihre Hände suchend, die auf der Brüstung lagen und sanft glänzten in der hellen Nacht.

Da überkam Marie Theresen eine Erinnerung, und mit dieser Erinnerung verwob sich auf einmal der zarte Duft der Rebenblüte, die im Spalier aufgebrochen war und die sie erst jetzt roch und deutlich unterschied von den Düften der Linden und der Rosen, und Marie Therese antwortete der Tochter: „Was ich weiß? Ich denk ans Hozzental. Wie ich so alt war wie Du, da war es gerade so und das nannten sie grätig."

Sie schwiegen. Drei Glühwürmer zogen am Fenster vorüber, noch einmal lachte das Käuzlein.

Marie Therese spürte, daß die Tochter erschrak und sich näher an sie drängte.

„Dummes Du, im Hozzental ruft der Schuhu, das hallt anders an den Wänden."

„Ich bin sonst nicht so," murmelte das Mädchen.

Darauf gab die Mutter keine Antwort, denn auch sie hatte heute andere Ohren und Augen und die Nacht andere Gedanken und Stimmungen als sonst.

Auf einmal trat das Mädchen einen Schritt von ihr weg, als fiele ihm Unterlassung ein.

„Wo willst Du hin?" fragte die Mutter.

„Zum Bubi," gab sie zur Antwort. Aber es klang wieder so eigen, als hätte sie ganz etwas anderes sagen wollen.

„Ja, ja, ist uns fast ein Kind gewachsen, das wir miteinander teilen, Du und ich," sagte Marie Therese.

Da stand das Theresle wieder still.

„Er könnt's auch sein — oder nicht?" stieß es nach einer Weile hastig, beinahe trotzig hervor.

„Du kommst mir recht. Bald fünf Jahre wird der Bub, und Du hättest ihn, wenn ich richtig rechne, mit sechzehn Jahren geboren. Hast Du das im Samariterkurs gelernt?"

„So mein ich's nicht. Ich meine, heute könnt ich schon ein Kind haben."

„Theresle!"

War es Angst, Warnung oder Schelte? Mit beiden Händen faßte Marie Therese die Tochter an den Schultern. Dann wurde der harte Griff weich und zog sich zu einer sanften Umarmung zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zweistromland in alter Zeit.

Von A. Conrady.

Zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen des 19. Jahrhunderts ist wegen ihrer Fruchtbarkeit für die Erkenntnis der menschlichen Vergangenheit wie wegen der Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe die Entzifferung der Keilinschriften zu rechnen. Diese eigentümliche, nach der Gestalt der Zeichen benannte Schriftart war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nur in wenigen kurzen Texten bekannt, die auf dem Boden des alten Perserreichs, in den Ruinen von Persepolis gefunden worden waren. Trotz der geringen Menge des Materials gelang es dem Scharfsinn des Göttinger Philologen Grotefend im Jahre 1802, die Grundlagen der Entzifferung zu liefern. Man brachte es freilich zunächst nur dahin, von den dreisprachigen Inschriften der Perserkönige den verhältnismäßig einfachen alphabetischen Text ihrer Muttersprache lesen zu können. Dagegen fehlte besonders zur Entzifferung der verwickelten dritten Schriftgattung der Achämenideninschriften das genügende Material bis in die vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Da bekam man große Mengen von Inschriften der gleichen Schriftart, deren Herkunft denn auch keinen Zweifel darüber ließ, was man hier für eine Sprache vor sich habe, daß es die Sprache der Assyrier und Babylonier sein müsse. Zu Anfang der vierziger Jahre begannen die Ausgrabungen auf den Ruinenhügeln der Nachbarschaft von Mossul am oberen Tigris, wo in alten Zeiten die Assyrierhauptstadt Ninive und ihre Nachbarplätze gelegen haben. Der Franzose Botta förderte in den Ruinen des Palastes von Sargon, einem alten assyrischen König, eine Menge von Keilinschriften zutage, und um ein vielfaches vermehrt wurde das Material, als zu Ausgang der 40er Jahre der Engländer Layard in Kujundschik, an der Stelle des alten Ninive, systematische Ausgrabungen vornahm, wobei er das Glück hatte, auf die Trümmer der Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal, des Sardanapal der Griechen, zu stoßen, eine riesige Menge von beschriebenen Tontafeln, die zwar meistenteils sehr beschädigt waren, aber trotzdem der Wissenschaft von gewaltigem Nutzen gewesen sind.

Mit dem vermehrten Material gelang in den fünfziger Jahren die Enträtselung der assyrisch-babylonischen Keilschrift mehr und mehr. Allerdings war es eine außerordentlich schwierige Aufgabe, die da gestellt war; denn es stellte sich heraus, daß diese Schriftart viele Hunderte von verschiedenen Zeichen zählte. Damit nicht genug, sind die meisten dieser Zeichen nicht eindeutig, sondern können großenteils sowohl ganze Worte bezeichnen als auch einzelne Silben, und auch da wieder je nach Umständen verschiedene Silbenwerte haben. Indes stellte sich auch heraus, daß die Schriftgelehrten des alten Zweistromlandes auch Hilfsmittel für die Lektüre hatten, die man bloß zu kennen brauchte, um auch sicherer zu gehen als es anfangs möglich war. Heute liest und übersetzt man diese Inschriften mit der gleichen Sicherheit wie etwa altgriechische. Freilich ist jetzt auch eine Fülle von Material vorhanden, von der man sich noch vor einem halben Jahrhundert nichts hätte träumen lassen. Fortgesetzte Ausgrabungen im Gebiete des alten Assyriens und später auch besonders Babyloniens haben bewirkt, daß die Zahl der vorhandenen Keilschriften jetzt weit über Hunderttausend aus allen Perioden jener alten Kultur umfaßt, die seit uralten Zeiten im Gebiet der zwei Ströme, des Euphrat und des Tigris, ihren Sitz hatte.

Dabei hat man denn auch allmählich Entstehung und Entwickelung des Schriftsystems genauer kennen lernen, das wir herkömmlich als Keilschrift bezeichnen. Und da hat sich herausgestellt, daß die keilförmige Gestalt der Schriftzeichen, die so charakteristisch erscheint, eigentlich nur etwas Aeußerliches ist und sich daraus erklärt, daß das Schreibmaterial, Ton und Griffel, auf diese Form hingeführt haben. Wir haben längst alte Inschriften, auf denen die Keilform noch nicht zu finden ist, sondern nur Striche, und zwar schon bald überwiegend gerade, anfangs aber auch noch gebogene. Und so lassen denn überhaupt die ältesten Inschriften nicht mehr den geringsten Zweifel darüber, daß die Keilschrift ursprünglich eben solch ein Schriftsystem gewesen ist wie die ägyptischen Hieroglyphen, d. h. eine Bilderschrift. Dieses Schriftsystem war ursprünglich nicht für die semitische Sprache bestimmt, die wir assyrisch-babylonisch nennen, sondern gehörte zuvor einem Volk ganz anderer Herkunft und Sprache, das wir als Sumerier zu bezeichnen pflegen und das vor den Semiten in Babylonien gesessen und ihnen mit anderen Kulturelementen auch die Schrift übermittelt hat. Aus dieser Uebernahme von einem Volk zum anderen erklärt sich übrigens auch die Kompliziertheit der Keilschrift zum Teil, insofern die Semiten jene sumerischen Schriftzeichen nicht nur nach ihrem Begriffswert übernahmen, sondern auch nach dem Lautwert, den sie in der sumerischen Sprache hatten, wodurch dann die Schrift ausdrucksfähiger, aber auch verwickelter wurde.

Schon in außerordentlich früher Zeit haben die Sumerier die Anfänge höherer Kultur bei sich entwickelt. Das beweist allein schon die Tatsache, daß wir Inschriften von ihnen besitzen, die auf das ehrwürdige Alter von rund fünftausend Jahren Anspruch haben. Ganz irrig ist dagegen die von diesem oder jenem Assyriologen vertretene Anschauung, als ob in Babylonien schon zu den ältesten der Forschung zugänglichen Zeiten die Kulturhöhe erreicht gewesen wäre, zu der man hier überhaupt gelangt. Davon kann so wenig die Rede sein, daß vielmehr die ältesten Funde die Sumerier noch im Uebergang aus vorgeschichtlichen Verhältnissen in die der Zivilisation zeigen. Werkzeuge und Waffenschneiden aus Feuerstein überwiegen noch. Daneben erscheint freilich schon die Bronze, und es tauchen dann auch das Eisen sowie die Edelmetalle auf. An das Kulturniveau der Steinzeit bei anderen Völkern erinnern auch noch die ältesten künstlerischen Erzeugnisse der Sumerier. Die Zeichnung ihrer ersten Skulpturen ist noch so kindlich-unbeholfen, plump und grotesk wie nur möglich. Man braucht bloß diese Anfänge babylonischer Kunst mit den späteren Stadien zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß man hier am Beginn einer langen Entwickelung steht.

Die bildlichen Darstellungen dieser frühesten uns bekannten Sumerier gegen 3000 v. Chr. geben auch von ihrer Erscheinung einen Begriff, der sie weit von den späteren Babyloniern abhebt. Diese Gestalten haben nichts an als einen zottigen Wollrock, der Unterleib und Oberschenkel bedeckt. Alles übrige ist nackt. Auch von Fußbekleidung ist keine Rede. Auch in bezug auf Behausung und Hausrat lebten die Sumerier gegen 3000 v. Chr. noch recht primitiv. Die Wände ihrer Hütten sind aus Lehm aufgeschüttet und entsprechend hinfällig. Etwas solider werden nur Tempel und „Paläste" hergerichtet aus an der Luft getrockneten Ziegeln. Das Ziegelbrennen erlernte man erst beträchtlich später. Die ältesten Gefäße bestanden aus Holzstücken oder Schilfblättern, die mit Ton verschmiert und mit einem dicken Strick umschnürt waren. Weiter kam man zu Gefäßen, die bloß noch aus Ton bestanden. Aber es dauerte noch geraume Zeit, bis die Töpferscheibe aufkam. Unsere ältesten babylonischen Töpfe und Näpfe sind alle aus der Hand recht roh geformt.

Bei alledem aber waren die Sumerier schon ein ansässiges, Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, und der Ackerbau hatte bei der Natur des Landes zur Voraussetzung die Herstellung von Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen, von Kanälen und Dämmen, erforderte also beträchtliche Arbeitsaufwendung und Arbeitsgeschicklichkeit. Sie betrieben sogar schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends einen beträchtlichen Warenhandel, hauptsächlich mit den nördlichen Teilen von Babylonien. Hier saß bereits das semitische Volk, das hernach diesen ganzen Gebieten seinen Typus aufgeprägt hat. Es nannte sich damals die Akkadier. Diese semitischen Stämme sind schon vor der uns zugänglichen Zeit aus der Wüste in das Zweistromland hineingekommen und dort ansässig geworden. Ganz ohne Zweifel sind die Sumerier ihre Lehrmeister in allen Kulturgütern gewesen, die jene besaßen. Die Semiten blieben aber nicht bloße Schüler, sondern übertrafen die Sumerier schließlich noch. Schon in der Mitte des dritten Jahrtausends zeigt sich das an Bildwerken des semitischen Königs Sargon von Akkad, die in jeder Hinsicht die älteren sumerischen in den Schatten stellen. Diese haben hernach denn auch von den Semiten profitiert, wie die wenig späteren sumerischen Kunsterzeugnisse aus der Zeit des Königs Gudea beweisen. Ueberhaupt bestand in diesen Zeiten des dritten Jahrtausends ein starker Austausch von Kulturgütern zwischen beiden Völkern, insbesondere von Dingen des täglichen Bedarfs. Akkad führt Korn und Wollstoffe nach dem Süden aus und empfängt dafür von diesem, vor allem aus dem Gebiet von Lagasch, Vieh, Milch und Geflügel.

Lagasch ist der sumerische Mittelpunkt des Südens, der uns durch zahlreiche Funde am besten bekannt ist, so daß unser Wissen sich nicht ausschließlich auf eine Anzahl von Königsnamen beschränkt. Das ganze sumerische Gebiet zerfiel in eine Anzahl von kleinen Stadtstaaten, deren bedeutendster lange Zeit Lagasch war. Auch hierunter darf man sich nichts Uebermäßiges vorstellen. Wir haben zufällig aus der Zeit gegen 2600 v. Chr. eine offizielle Angabe, wie groß die Bevölkerung des ganzen Gebiets von Lagasch war: zehn Saren nach babylonischer Ausdrucksweise, d. h. 36 000 Menschen. Diese Angabe ist sicher nicht zu niedrig gegriffen, denn sie rührt von dem damaligen König Urukagina her, und die babylonischen Herrscher neigten eher zum Großtun als zur Unterschätzung ihrer Macht. Die Könige der sumerischen Stadtstaaten führten den Titel patesi, was einen Priesterfürsten bedeutet und darauf hinführt, daß der vornehmste Teil der herrschenden Klasse die mächtige und reiche Priesterkaste war, neben der dann ein Kriegsadel erscheint. Die Priesterschaften besaßen enormen Grund- und Viehbesitz, bald auch Geldbesitz, mit dem sie zu wuchern verstanden. Auch flossen ihnen in Gestalt der Zehnten enorme Produktenmengen zu, und man versteht, wie es dahin kam, daß die babylonischen Tempel späterhin vielfach die Funktionen von Banken versahen. Daß die wirtschaftliche Rolle der Priesterschaft aber schon in diesen frühen Zeiten nicht eben besonders segensreich war, zeigen die Angaben, die der schon genannte König Urukagina in seinen Inschriften darüber macht.

Urukagina kam nach einer Zeit innerer Kämpfe als Usurpator zur Herrschaft. Er war tatsächlich ein Reformpolitiker revolutionären Ursprungs. Ausführlich erzählt er, wie Eduard Meyer den Inhalt seiner Inschriften zusammenfaßt, „daß vor ihm die erwerbtreibende Bevölkerung, Schiffer, Hirten, Fischer, Kornbauern, von den Priestern und hohen Beamten schwer bedrückt worden sei; den Armen wurde der Ertrag ihrer Fruchtbäume von den Priestern geraubt, die Waren nicht richtig mit Geld (Sil-

ber) bezahlt, die Leichen nicht mit ihren Beigaben bestattet, dagegen das Tempelgut und der Besitz des Palesi verschleudert und verpraßt und bei richterlichen und sakralen Entscheidungen Erpressung und Bestechung geübt". Urukagina faßt sich dahin zusammen, daß damals Knechtschaft im Lande geherrscht habe, der er durch Wiederaufrichtung der alten Ordnung ein Ende gemacht, wodurch die Bedrückung der Erwerbenden, Armen, Witwen und Waisen beseitigt wurde. Dauernde Besserung hat Urukagina aber offenbar nicht geschaffen, und es ist sicher, daß die sozialen Verhältnisse und die Klassengegensätze ein Hauptmoment der sumerischen Schwäche gegenüber den Semiten vom Norden waren, die damals noch unter wesentlich gesünderen Verhältnissen gelebt haben müssen. Daraus erklärt sich die Ueberlegenheit Akkads im Krieg und die Tatsache, daß schon in der Mitte des dritten Jahrtausends längere Zeit die Herrschaft über ganz Babylonien in semitische Hände fiel.

In dieser Zeit wurden auch die sumerischen Landesteile bereits stark semitisiert. Es erfolgte aber noch einmal eine längere sumerische Reaktion, besonders unter dem König Gudea von Lagasch, das zu seinen Zeiten auf nicht weniger als 216 000 Einwohner gestiegen war, wozu jedenfalls auch starkes Anwachsen des Handels beigetragen hat. Bald aber folgte wieder akkadische Vorherrschaft, die diesmal dauernd war und zur völligen Semitisierung des ganzen Landes führte. Wie uns gegen 2000 vor Christi Babylonien wieder deutlicher sichtbar wird, erscheint es unter semitischer Führung geeinigt oder wenigstens der Einigung nahe. Die alten Stadtstaaten werden jetzt bald alle von dem neuen semitischen Mittelpunkte Babylon aus beherrscht. Bab-ilu, zu Deutsch soviel wie Pforte Gottes, entwickelte sich, zum politischen und wirtschaftlichen Zentrum des Landes geworden, im Verlauf seiner jahrtausendelangen Geschichte zu einer der größten Städte des Altertums. Freilich muß man sich vor phantastischen Ueberschätzungen hüten. Eine Millionenstadt, wie viele wollen, ist Babylon sicher nie gewesen. Nach den Maßen seiner Umwallung kann es im 6. Jahrhundert v. Chr. kaum viel mehr als eine Viertelmillion Einwohner gehabt haben. Auch so groß wird es kaum gewesen sein auf dem ersten Höhepunkt seiner Entwickelung, als König Hammurabi in Babylon thronte. Dieser Hammurabi vereinigte gegen 2000 v. Chr. die Herrschaft über fast ganz Sumer und Akkad in seinen Händen, und seitdem ist die Einheit des Reichs auch nicht wieder dauernd gestört worden. (Forts. folgt.)

Die Entstehung der Schrift.

Von E. Hoernle.

Die Kunst des Sprechens, jene Fähigkeit, die im Kampf ums Dasein gemachten Erfahrungen den Angehörigen der Gattung mitzuteilen, hat dem Menschen den Vorrang vor allen Tieren gesichert. Sie ermöglichte ihm erst die kulturelle Entwickelung, d. h. das stete Wachstum seiner Herrschaft über die Natur durch den Zusammenschluß vieler Kräfte zu einer Arbeitsgemeinschaft.

Wie und unter welchen Einflüssen die menschlichen Sprachorgane diese Fähigkeit artikulierte, d. h. deutlich unterscheidbare Laute hervorzubringen, entwickelten, wann das menschliche Gehirn sich daran gewöhnte, mit bestimmten Lauten einen bestimmten Sinn zu verbinden, das verliert sich im Dunkel der Urzeit; nur Rückschlüsse und Vermutungen können ihr ebenso spärliches wie zweifelhaftes Licht auf diese Vorgänge werfen.

Sicher aber war jene erste Sprache auf die einfachsten hörbaren und sichtbaren Dinge beschränkt, um Unsichtbares, Vorgänge, Verhältnisse, Tätigkeiten auszudrücken, half man mit allerlei Zeichen der Hand, der Arme, der Finger, des Kopfes nach.

Sobald sich nun der Mensch über die ersten Anfänge geselligen Zusammenlebens, der halbtierischen Horde, erhob, die menschliche Wirtschaft von dem einfachen Umherstreifen nach Nahrung zu den höheren Formen der Jagd, des Fischfangs oder gar der Viehzucht überging, man sich infolgedessen zu Wirtschaftsgenossenschaften, die im Stamm ihre Einheit, in den Geschlechtern ihre Unterabteilungen fanden, zusammenschloß, da wuchs mit der mannigfaltigeren Tätigkeit, der intensiveren Gehirnarbeit auch der Reichtum des Sprachschatzes. Die Notwendigkeit, sich sinnlicher Zeichen zu bedienen, ging infolgedessen zurück, ohne je ganz zu verschwinden. Noch heute unterstreichen wir sozusagen unsere Worte mit Arm- und Handbewegungen.

Ging nun einerseits das Bedürfnis nach Zeichen zurück, so machte sich sehr bald ein neues Bedürfnis geltend, das Bedürfnis dem Gedächtnis eine Unterstützung zu gewähren. Das konnte nur geschehen, wenn man bestimmte Zeichen auf einer dauernden Unterlage machte, also die Zeichen entweder in Holz, Stein, Tierhäuten oder gar in die eigene Haut ritzte. Der Ausdruck „etwas auf dem Kerbholz haben" erinnert an eine noch nicht so entfernte Zeit, als man die Höhe eines Schuldbetrages durch Kerbschnitte an einem Holzstück angab, das Holz der Länge nach teilte und Gläubiger wie Schuldner je die Hälfte erhielt. In ähnlicher Weise halfen sich fast alle Völker, helfen sich heute noch die Wilden. Verträge und Freundschaftsbündnisse werden durch das Auswechseln von Waffen oder Geräten besiegelt, es wird zum Beispiel ein Topf zerbrochen und dem in die Ferne ziehenden Freunde die Hälfte mitgegeben. Die Stücke vererben sich von Vater auf Sohn und gelten nach vielen Jahrzehnten noch als Erkennungs- und Friedenszeichen. Bei manchen Völkern gilt entsprechend den wilden Lebensverhältnissen die Tötung mindestens eines Feindes als Vorbedingung aller Rechte, vor allem der Heirat, und der glückliche Sieger darf als allen erkennbares Ehrenzeichen zum Beispiel einen Gürtel, wie den berühmten Wampumgürtel der Indianer, oder einen besonderen Kopfschmuck tragen. Anderswo war das Siegeszeichen ein auf den Leib gemalter Kreis, der wahrscheinlich einen Kopf vorstellen sollte. Die Gepflogenheit vieler wilden Völker, bestimmte Körperteile zu tätowieren, diente zur Kenntlichmachung der Stammesangehörigkeit, des Alters, Standes, der Taten des Tätowierten; man kann dieses Verfahren, wenn man will, als eine Art Aetzschrift bezeichnen. Noch heute haben Zigeuner und Handwerksburschen bestimmte Zeichen, die entweder an die Häuser gemalt werden oder aus Stroh, Bindfaden, Zweigen hergestellt und irgendwo an der Landstraße, besonders an Kreuzwegen, hingelegt werden. Allein solche Sinnbilder und Merkzeichen genügen kaum für die allereinfachsten Ansprüche menschlichen Zusammenlebens, und sobald die Fortschritte im Erwerb der Lebensmittel die Bildung größerer Gemeinschaften mit einem ausgebildeten Rechts- und Verwaltungsleben nötig machten, so suchte man nach Mitteln, die eine zusammenhängende Mitteilung von Zeit, Ort, Zahl, Namen, Ereignis usw. möglich machte.

Bekannt ist die Sitte, zur Unterstützung des Gedächtnisses in das Taschentuch einen Knoten zu knüpfen. In ähnlicher Weise bildeten zum Beispiel die Peruaner eine förmliche Knotenschrift aus, indem sie an einen Holzstab oder eine dicke Hauptschnur dünnere, verschiedenfarbige und verschieden geknüpfte Nebenschnüre befestigten. Auf diese Weise vermochten sie ganze Register von Volkszählungen, Steuern, kriegerischen Ereignissen aller Art anzulegen. Natürlich war die Anwendung einer solchen Knotenschrift beschränkt; da jedem Knotenzeichen ein bestimmter Begriff entsprach, hätte man eine ungeheure Menge solcher Knotenzeichen auswendig lernen müssen. Die Chinesen haben deshalb auch ihre uralte Knotenschrift schon frühzeitig verlassen und sich einer Bilderschrift zugewendet.

Schon in den Höhlen, darin die Urmenschen hausten, findet man in Stein oder Knochen eingegraben Bilder von Tieren. Die Lust, das Wahrnehmbare im Bilde festzuhalten, war bereits früh entwickelt. Es lag also nahe, da wo die mündliche Rede nicht ausreichte, durch Abbildung der Gegenstände nachzuhelfen. Die einfachste Form der Bilderschrift findet sich bei den Indianern Amerikas. Den primitiven Bedürfnissen dieser Jägervölker genügt es vollkommen, durch Zeichnung, Farbe, Anordnung der Gegenstände ihre Meinung anzudeuten und höchstens noch mit Strichen rechts, links, oben oder unten Zahlenwerte anzugeben. Ihre Schriften machen den Eindruck von Bilderrätseln. Unterstützt wird die Lesbarkeit durch die Sitte, daß Stämme sowohl wie Einzelpersonen Tiernamen tragen. So ist zum Beispiel auf einem Grabstein ein umgekehrtes Renntier abgebildet, was besagen soll: Der Häuptling „Renntier" ist gestorben. Striche rechts und links bedeuten, wieviele Kriege der Held geführt, wie oft er verwundet worden, wieviele er getötet hat. Die Zusammenstellung von Sonne, Mond und Kriegsbeil zeigt an, daß er bei Tag und bei Nacht kampfbereit, also das Urbild eines Helden gewesen ist. Ein zweites umgekehrtes Tierbild am Schluß der Inschrift bezeichnet wohl einen unterworfenen Stamm oder erschlagenen Häuptling. In ähnlicher Weise hat ein Prärieindianer seine Lebensgeschichte auf die Innenseite eines Fellmantels gemalt. Im Jahre 1849 überreichten mehrere Tschippeway-Indianer dem Präsidenten der Vereinigten Staaten eine Bittschrift. Sie wollten ihre Wohnsitze von dem See, an dessen Ufern sie bisher wohnten, nach 4 anderen Seen verlegen. Die Bitte war in Bilderschrift auf 5 Streifen Birkenrinde geschrieben. Der erste Streifen bildete die Einleitung. Die 7 Stämme sind durch ihre 7 Totentiere dargestellt. Augen und Herzen der 6 hinteren Tiere sind mit Auge und Herz des vordersten verbunden, soll heißen, sie sind alle mit den Worten ihres Sprechers einverstanden. Eine andere vom Auge des vorderen Tieres ausgehende Linie deutet vorwärts auf den Zweck der Reise, während eine weitere Linie rückwärts zu 4 blauen Flecken führt, den 4 Seen. Die Tiere stehen auf einem blauen Streifen, der den See darstellt, an dessen Ufern sie wohnen. Zwei gerade Linien führen von hier aus zu jenen 4 Seen, das soll heißen: Wir möchten auf dem kürzesten Wege von hier dorthin.

Entsprechend ihrem ausgebildeten Staatsleben und der verhältnismäßig hohen Kultur, haben die mexikanischen Völker die Bilderschrift bedeutend ausdrucksfähiger gestaltet. Nicht mehr der Sinn des Wortes, sondern der Klang wurde für die Darstellung maßgebend. Um zum Beispiel den Ortsnamen Quauhtitlan zu schreiben, malten sie das Zeichen für Bäume (quahuitl) mit Zähnen (tlan-li). Bäume mit einer Mundöffnung und dem Zeichen der Rede (nahuatl) gab den Ortsnamen Quauhnahuac. So verloren die Schriftzeichen den Zusammenhang mit ihrer ursprünglichen Bedeutung als Bild und wurden konventionelle Zeichen für gleich- oder ähnlichlautende Wörter und Silben. Die reine Bilderschrift konnte jeder in der eigenen Sprache ablesen, jetzt wurde auch die Sprache in der Schrift festgehalten.

Hat Amerika uns die Gelegenheit gegeben, noch in der Gegenwart die Anfänge einer

Gute Freunde. Nach einem Gemälde von Theodor Kleehaas.

eigentlichen Schreibkunst zu verfolgen, so bietet China die nächst höheren Entwickelungsstufen. In ältester Zeit wurden in China Knotenschrift und Bilderschrift gemeinsam angewendet. Die älteste chinesische Schrift ku-wen besteht aus Bildern und symbolischen Zeichen. Die Bilder waren von Anfang an keine voll ausgeführten gemalten Bilder, sondern einfache Strichzeichnungen. Sobald daher mit den Fortschritten wirtschaftlicher, politischer und geistiger Entwickelung die Schreibkunst aus einem Luxus der Priester zu einer gesellschaftlichen Notwendigkeit wurde, viel und schnell geschrieben wurde, so konnten diese Umrißzeichnungen leicht mehr und mehr zu bloßen Merkzeichen verflüchtigt werden. Schließlich verschwanden auch die letzten Spuren der alten Bilder und es blieben nur noch Striche und Punkte übrig.

Die chinesische Schrift ist eine Wortschrift, jedes Wort hat sein besonderes Zeichen; die Japaner dagegen schufen sich eine Silbenschrift Firakanna; jede Silbe hat ihr eigenes Zeichen.

Im 4. Jahrhundert wurde das alte Schrifttum größtenteils durch die Normalschrift Khiaischu, die sich besonders auch zum Druck eignete, verdrängt.

Ueberhaupt hat die Technik des Schreibens immer und überall den größten Einfluß auf die Gestalt der Schriftzeichen ausgeübt. Die Zeichen der Chinesen veränderten sich, als diese an Stelle des Rohrstäbchens den Schreibpinsel nahmen, und wiederum veränderte sich die Schrift, als der Druck mit Holzplatten erfunden wurde. Die Wortbilder wurden viereckig.

Noch deutlicher wird die gewaltige Bedeutung der zur Verfügung stehenden Schreibmaterialien, wenn wir uns zu der alt-assyrisch-babylonischen und zur alt-ägyptischen Schrift wenden.

In den Niederungen des Euphrat- und Tigrislandes gab es weder Stein noch Holz, dagegen schönen Ton. Die Sumerier, das älteste in jenen Gegenden ansässige Volk, waren daher darauf angewiesen, ihre Schriftzeichen in Tontafeln einzugraben. Runde Zeichen und gebogene Linien waren hierbei unmöglich; die Bilder der Gegenstände mußten eckig gezeichnet werden und verloren daher bald ihre Deutlichkeit als Bild. Da die Striche mit einer gewissen Kraftaufwendung in den Ton gegraben oder gemeißelt wurden, ergab sich ganz von selber, daß der einzelne Strich, da wo das Instrument angesetzt wurde, dicker war und dann spitz auslief, also eine keilförmige Gestalt erhielt. Von den Babyloniern und Assyrern wurde die Keilschrift übernommen und zwar in der Weise, daß sie die sumerischen Wortzeichen für ähnlichlautende Silben ihrer ganz andersartigen Sprache benützten, daneben aber auch vielfach die bisherige Bedeutung beibehielten. Das Zeichen für Tor, um ein Beispiel herauszugreifen, wurde von den Sumeriern ka gelesen, wurde daher von den Babyloniern für die Silbe ka gebraucht; daneben aber benützten sie dasselbe Zeichen, um das Wort Tor-babu zu schreiben. Dieselbe Figur bedeutete also entweder die Silbe ka oder das Wort babu.

Im Laufe der Zeit und bei den verschiedenen Völkern, die sich ihrer bedienten, erlitt die Keilschrift mancherlei Veränderungen. Die größte Einfachheit und Deutlichkeit erreichte sie im Perserreich mit ihrer großartigen Verwaltung und dem entwickelten Postwesen. Da die persische Sprache ganz anderen Regeln folgte als die assyrische oder babylonische, so konnten die Perser die Zeichen der Keilschrift nur gebrauchen, wenn sie ihnen statt Silbenwert Buchstabenwert gaben. Damit hatte die Keilschrift die ganze Entwickelung von der Vorstellungsschrift, wo jedes Bild einem Gegenstande entspricht, bis zur Buchstabenschrift, wo jedes Zeichen nur einen einzelnen Selbst- oder Mitlaut darstellt, durchlaufen.

Wahrscheinlich sind die Perser bei ihrem Uebergang zur Buchstabenschrift von den Phöniziern, jenem kleinen aber bedeutenden Seehandelsvolk an der Küste Palästinas, beeinflußt worden. Hier nämlich und bei den benachbarten syrischen Völkern hatte sich eine Schrift entwickelt, die über mehr als die halbe Welt ihren Siegeslauf ausführen sollte, und deren Zeichen unseren heutigen Buchstaben zugrunde liegen.

Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die Phönizier ihre Zeichen, wenigstens zum größeren Teil, von dem uralten Kulturvolk der Aegypter herüberholten.

Schon um das Jahr 3000 vor Christi Geburt übte sich in Aegypten selbst das gemeine Volk im Lesen, Schreiben und Rechnen; bei Gericht wie im ganzen Handel und Verkehr war das schriftliche Verfahren üblich. Der Titel eines Schreibers war ein erstrebenswertes Ziel, dem Prinzen und Prinzessinnen nachjagten. Die Schreibmaterialien waren ursprünglich nasser Ton, Wachs, Sand, Holz, Schiefer, Tierhäute. Später erfand man die Zubereitung einer Art Papier aus der Papyrusstaude. Die Schriftzeichen sind die berühmten Hieroglyphen. Die älteste Zeit malte oder meißelte die Bilder der Gegenstände sorgfältig aus. Die Schrift war zugleich Dekoration. Noch mehr als bei anderen Völkern lag sie in den Händen der Priester, die auch das gesamte politische Leben beherrschten. Sobald man aber die Zeichen nicht nur für öffentliche Denkmäler und Tempel, sondern auch im praktischen Leben anwendete, trat das Bestreben ein, die Figuren, womöglich ohne den Stift abzusetzen, in einem Zuge zu zeichnen. Zugleich empfand man das Ungenügende der alten Bilder und Symbole; um auch Unsichtbares, Begriffe, Tätigkeiten, Verhältnisse darzustellen, griff man zu demselben Mittel wie in Mexiko, China und Babylonien, man verwendete die alten Wortzeichen nicht mehr ihrem Sinne gemäß, sondern nach ihrem Lautwert, man ging über zur Silbenschrift. Auch diese reichte bald nicht mehr für die Ansprüche eines regen Handels, einer bureaukratischen Verwaltung und des entwickelten Geisteslebens. In demselben Maße wie die alten Bilder der heiligen Priesterschrift sich unter den Händen eiliger Schreiber zu bloßen Merkzeichen verflüchtigten, wurde auch der Uebergang zur Buchstabenschrift vollzogen. Die Bilder wurden als Zeichen für den ersten Konsonanten eines jeden Wortes, das sie ursprünglich bedeuteten, gebraucht.

Das Interesse der Priester und der Untergang des nationalen Eigenlebens hinderte die Vollendung dieser Entwickelung. Es entstand eine ziemliche Mehrdeutigkeit und Verwirrung, denn dasselbe Zeichen wurde unterschiedlich für ein ganzes Wort, für eine Silbe, einen Buchstaben gebraucht. Da aber mancher Gegenstand, manches Tier mehr als eine Bezeichnung hatte, das Bild also verschieden gelesen werden konnte, so konnte ein und dasselbe Zeichen schließlich auch zwei Buchstaben vorstellen. Das Bild eines Ochsen konnte zum Beispiel karuki und arep gelesen werden, demnach die Buchstaben k oder r bedeuten, so daß das Bild des Ochsen sowohl um Neko als auch um Cäsar zu schreiben gebraucht wurde.

Diejenigen Zeichen nun, die einen einzelnen Buchstaben darstellten, wurden von den phönizischen Kaufleuten übernommen und auf ihrer Grundlage das erste Alphabet erfunden. Natürlich übernahmen die geschäftstüchtigen Händler nicht die kunstvollen Figuren der Priesterschrift, sondern die flüchtigen Zeichen der Volksschrift. Das älteste Denkmal syrischer Buchstabenschrift, das wir besitzen, ist das Denkmal des Königs Mesa von Moab aus der Mitte des 9. Jahrhundert v. Chr. Ueberall, wo phönizische oder syrische Kaufleute hinkamen, bildeten sich Spielarten dieser ersten reinen Buchstabenschrift. In Babylonien, Aegypten, Persien trat sie neben die alten Schriftsysteme. Die hebräische, arabische, indische Schrift sind aus der phönizischen entstanden, freilich unter mannigfachen Veränderungen der Buchstabengestalt.

Von der allergrößten Bedeutung aber war es, daß sich die Buchstaben von Kleinasien aus nach Griechenland verbreiteten, das junge Griechenvolk also, das eben anfing sich eine Kultur zu schaffen, sich nicht erst den jahrhundertelangen, mühsamen Weg der Schrifterfindung bahnen mußte, sondern mit einem fast gebrauchsfertigen Abc beschenkt wurde. Gar wenig werden die sidonischen Männer, die Gewänder, Gold und Waffen gegen Vieh und Sklaven tauschten, an die gewaltige Kulturtat gedacht haben, die sie unbewußt ausführten, als sie den Griechen die Kunst des Schreibens vermittelten, die unerläßliche Vorbedingung aller großen Geistesarbeit.

Da in den semitischen Sprachen, zu denen auch die phönizische gehörte, die Mitlaute in weit höherem Maße als bei uns den eigentlichen Bestand der Wörter bilden, die veränderlichen Selbstlaute nur Nebensache sind, so wurden die letzteren gar nicht geschrieben. Die Griechen, bei denen, wie bei uns, die Selbstlaute eine wichtige Rolle spielten, mußten sich daher Zeichen für die Selbstlaute schaffen. Dazu eigneten sich verschiedene Buchstaben des semitischen Alphabets, die der Grieche nicht brauchte, zum Beispiel die verschiedenen h-Laute.

Sich mannigfach verändernd verbreitete sich das griechische Alphabet nach Italien und dann im ganzen römischen Weltreich als lateinische Schrift.

Auch die alten Germanen kannten die lateinischen Buchstaben; da sie dieselben jedoch, woran noch das Wort Buchstabe erinnert, in Holzstäbe ritzten, die bekannten Runen, so wurde ihre Gestalt, die sich der Faserung des Holzes anpassen mußte, bedeutend verändert.

Die Runen verschwanden mit dem Einzug des Christentums. Ueberall, wo das römische Christentum hinkam, herrschte der lateinische Buchstabe, der freilich unter den Händen der Mönche oft eine phantastische, verzierte, verschnörkelte Form annahm.

Aus einer solchen mit Strichchen und Eckchen verzierten Mönchsschrift ging unsere deutsche Druckschrift hervor, die also kein nationales Eigentum von unschätzbarem Wert ist, sondern eine Verballhornung der viel einfacheren lateinischen Schrift.

Der Gebrauch von Pergament und im 13. Jahrhundert die Erfindung des Lumpenpapiers haben die Gestalt der handschriftlichen Buchstaben bedeutend beeinflußt. Erst der geregelte Schreibunterricht in den Schulen und die Aufstellung von Normalschriften hat den Veränderungen Einhalt geboten. Die große Menge der im Druck üblichen Schriften, die zur Auszeichnung, als Zierschrift, als Ueberschrift gebraucht werden, geht auf die verschiedenen handschriftlichen Spielarten zurück.

Wer heute unsere kleinen schwarzen Buchstaben betrachtet, wird kaum auf den Gedanken kommen, hinter dem A das Bild eines Adlers, hinter dem B einen Laufvogel mit einem Büschelchen vor der Brust zu suchen. Etwas leichter ist im F das Bild einer Schlange zu entdecken, unmöglich dagegen wird man im L die Umrisse eines Löwen, im U eine Eule, im S eine mit Bäumen bepflanzte Aue wiedererkennen.

Und doch gehen unsere Buchstaben auf die alten ägyptischen und vorderasiatischen Bilder und Symbole zurück, sie sind nicht eines Tages dem Gehirn irgendeines intelligenten Menschen entsprungen, sondern haben sich aus wirtschaftlichen, politischen und sprachlichen Ursachen im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden entwickelt.

Der Chef der Familie.

Ein heitere Geschichte von W. W. Jacobs. (Fortsetzung.)

Herr Letts, der nicht wußte, was die Etikette für solche Gelegenheit vorschrieb, befreite seinen rechten Arm und streckte die Hand aus.

„Guten Abend, Stiefvater," sagte er mit fröhlicher Stimme.

Herr Daubel trat einen Schritt zurück und sah ihn feindselig an.

„Wir dachten alle," fing Herr Daubel schüchtern an . . .

„Ich wäre es beinahe," versetzte Herr Letts.

„Wir dachten es alle", fuhr Herr Daubel widerstrebend fort. „Jeder dachte es."

Er trat zur Seite, als ein untersetzter, erhitzter Mann, der in seinen Armen unter Zuhilfenahme der Knie einen kleinen Schreibtisch trug, aus dem Hause auftauchte und auf die Pforte zu stolperte. Herr Letts sann ein wenig nach.

„Hallo!" rief er plötzlich. „Ziehst Du denn um, Mutter?"

Frau Daubel seufzte bekümmert und schüttelte den Kopf.

„Na," sagte Herr Letts mit gut gespieltem Erstaunen, „was macht denn der Mensch da mit meinen Möbeln?"

„Wie?" platzte Herr Daubel heraus. „Was?"

„Ich frage, was er mit meinen Möbeln macht?" wiederholte Herr Letts energisch.

Herr Daubel machte eine abwehrende Bewegung. „Es ist alles in Ordnung," sagte er krampfhaft, „er hat sie gekauft. Deine Mutter weiß davon."

„Aber es ist durchaus nicht in Ordnung," versetzte Herr Letts. „Hier! Bringen Sie das mal zurück und die Stühle auch."

Der Händler, der eben den Schreibtisch auf den Möbelwagen gestellt hatte, kam zurück und wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn.

„Na, was ist mit Ihnen los?" fragte er.

Herr Letts überließ Herrn Daubel die Antwort, trat an den Möbelwagen, nahm den Schreibtisch und ging damit auf das Haus zu. Herr Daubel und der Händler traten bei seinem Näherkommen ein wenig voneinander, und nachdem er sie mit dem Schreibtisch noch weiter auseinandergebracht hatte, stellte er diesen ins Vorderzimmer und ging zurück, um die Stühle zu holen. Er trug drei davon und wurde von dem ärgerlichen Händler nicht ohne Grund ein Stachelschwein genannt.

Zu seiner Erleichterung fand er, nachdem Herr Simon gegangen war, daß Herr Daubel keine Laune verspürte, ihn zur Rede zu stellen, sich vielmehr mit der Geschichte seiner Rettung und Rückkehr als mit einer besonders unangenehmen Tatsache abgefunden zu haben schien. So unangenehm das auch war: je weniger er davon hörte, desto besser.

„Ich hoffe, Du bist nach all den Jahren nicht zurückgekommen, um Unfrieden zu stiften," bemerkte er, bald nachdem sie sich an den Abendbrottisch gesetzt hatten.

„Ich könnte nicht ungemütlich sein, und wenn ich es versuchte," entgegnete Herr Letts.

„Wir sind hier sehr glücklich und zufrieden gewesen — ich, Deine Mutter und Deine Schwester," fuhr Herr Daubel fort. „Nicht wahr, Emilie?"

„Ja," antwortete sein Weib mit nervöser Hast.

„Und ich hoffe, Du wirst es auch sein," sagte Herr Daubel. „Es ist mein Wunsch, daß Du es Dir hier so angenehm wie möglich machst — bis Du wieder in See gehst."

„Danke," sprach Herr Letts, „aber ich glaube nicht, daß ich wieder zur See fahren werde. Ich bin von Beruf Schiffszimmermann, und es ist mir mehr als einmal gesagt worden, daß ich mich an Land besser stehen würde. Außerdem möchte ich Mutter und Betty auch nicht wieder verlassen."

Er legte seinen Arm um die Taille des Mädchens, zog ihren Kopf an seine Schulter und sah die besorgt dreinschauende Frau Daubel klaren Blicks an.

„Ich habe gehört, in Australien sollen gute Aussichten für Zimmerleute sein," sagte Herr Daubel, indem er sich bemühte, unbefangen zu sprechen. „Wunderbare Aussichten! Ein guter Zimmermann kann dort, wie mir von verschiedenen Seiten gesagt wurde, in zehn Jahren ein Vermögen erwerben."

Herr Letts blinzelte Frau Daubel verstohlen an, übte mit seinem linken Arm einen beruhigenden Druck aus und hörte aufmerksam zu.

„Natürlich hat das auch seine Schwierigkeit," bemerkte er langsam, als Herr Daubel seine lebhafte Schilderung der Freuden und Zukunftsaussichten eines Zimmermanns in Australien beendet hatte.

„Schwierigkeit?" fragte der andere.

„Geld, um anzufangen," versetzte Herr Letts. „Ohne Geld hat das Anfangen keinen Zweck. Ich möchte wohl wissen, wieviel dies Haus und die Einrichtung bringen würden? Gehört alles mir, Mutter?"

„Das — das meiste," stammelte Frau Daubel, die wie hypnotisiert das verzerrte Gesicht ihres Gatten anstarrte.

„Alles, mit Ausnahme eines Stuhles in der Küche und dreier Läuferstangen," sagte Betty.

„Sprich, wenn Du gefragt wirst, Fräulein!" knurrte ihr Stiefvater. „Als wir heirateten, haben wir unsere Sachen zusammengetan, so zusammen, daß es unmöglich ist, zu sagen, dies gehört dem einen und das dem andern. Das kann kein Mensch."

„Was das anbetrifft, so könntest Du alle Küchenstühle und alle Läuferstangen haben," sagte Herr Letts großmütig. „Doch wie dem auch sei, ich wünsche nichts zu übereilen, und es fiele mir im Traum nicht ein, ohne Betty nach Australien zu gehen. Bei ihr liegt die Entscheidung."

„Sie will nächstens heiraten," sagte Herr Daubel hastig; „und wenn das auch nicht wäre, sie würde ihre arme kränkliche Mutter nicht aus dem Hause jagen. So ist sie nicht. Wir haben uns wohl ein- oder zweimal gezankt — ich und sie — aber ich weiß mir wirklich keine bessere Tochter."

„Heiraten?" wiederholte Herr Letts, während der Druck seines linken Armes schwächer wurde. „Wen?"

„Einen jungen Menschen namens Heinrich Widden," erwiderte Herr Daubel. „Einen sehr soliden jungen Menschen; einen sehr guten Freund von mir."

„O!" sagte Herr Letts mutlos.

„Ich habe so die Idee, was ich bisher als kleine Ueberraschung noch bei mir behalten habe," fuhr Herr Daubel, sich überhastend, fort. „Sie sollten hier bei uns wohnen, um die Miete und Einrichtung zu sparen."

Herr Letts beobachtete ihn mit niedergeschlagenen Augen.

„Es würde ein sehr schöner Anfang für sie sein," fuhr der wohlwollende Herr Daubel fort.

Herr Letts erlangte nach großer Anstrengung seine Fassung wieder.

„Ich muß ihn erst mal sehen," sagte er kühn. „Er könnte am Ende nicht meinen Beifall finden."

„Nanu!" fuhr Herr Daubel auf. „Wenn doch Betty — . "

„Ich muß mir das in Ruhe überlegen," unterbrach ihn, mit der Hand abwehrend, Herr Letts. „Betty ist erst neunzehn Jahre alt, und ich als Chef der Familie glaube nicht, daß sie ohne meine Einwilligung heiraten kann. Ich weiß es nicht sicher, aber ich glaube, es ist so. Doch einerlei, wenn sie heiratet, wünsche ich nicht, daß ihr Mann hier auf meinen Stühlen herumsitzt, von meinem Tische ißt, in meinem Bett schläft, meine Läufer benutzt, sich — —"

„Man sinnig," sagte Fräulein Förster gelassen.

Herr Letts zuckte zusammen und verlor den Faden. „Ich muß ihn erst sehen," schloß er lahm; „er mag ganz gut sein, aber es kann auch das Gegenteil der Fall sein."

Er trank seinen Tee fast wortlos aus. Als die Mahlzeit beendet war, setzte er sich, um seine Stellung als Chef der Familie nachdrücklich zu betonen, in den Lehnstuhl, ein Möbel, das Herrn Daubel heilig war, und unterwarf den beleidigten Mann einem Verhör, das dessen Geduld fast bis aufs äußerste anspannte.

„Nun, ich will fürs erste keine Aenderung treffen," sagte Herr Letts, als dies Geschäft erledigt war. „Es ist hier Platz genug für uns alle, und so lange wir beide uns vertragen, mag es beim alten bleiben. Morgen früh werde ich mich nach Arbeit umsehen."

Er fand sehr bald eine Aushilfsstelle, und da er einen günstigen Eindruck hervorrufen wollte, arbeitete er fleißig den ganzen Tag. Er kam müde und schmutzig nach Hause und war gerade im Begriff, stracks in die Waschküche zu gehen, um Toilette zu machen, als Herr Daubel ihn hereinrief.

„Mein Freund Herr Widden," stellte er mit zufriedener Miene vor, indem er auf einen schlanken, blonden jungen Mann mit wohlgepflegtem Schnurrbart zeigte.

Herr Letts gab ihm mit zur Schau getragener Großmut die Hand.

„Ein schöner Tag heute," sagte Herr Widden.

„Sehr schön," pflichtete der andere bei. „Ich werde wieder hereinkommen, wenn ich mich gewaschen habe; dann können wir uns darüber unterhalten."

„Fräulein Förster und ich sind gerade im Begriff, einen kleinen Spaziergang zu machen," bemerkte Herr Widden.

„Sehr recht," lobte Herr Letts. „Das ist gesünder, als den ganzen Abend im Zimmer zu sitzen. Wenn Sie warten wollen, bis ich mich gewaschen und etwas gegessen habe, werde ich mitkommen."

„Mit — mitkommen!" sagte Herr Widden erstaunt nach einer Pause. (Schluß folgt.)

Spruch.

Sei kein kleinlicher Lastererspäher,
Komm dem Tun der Menschen näher,
Keiner sei Dir gar so klein,
Daß Du nicht trittst als Gast in sein Haus.
Schau in seine Seele hinein,
Schau mit seinen Augen heraus.
Nur so erringst Du mit der Zeit
Ein kleines Stückchen Menschlichkeit.

Alfons Petzold.

Feuilleton.

Wandertage. Wenn die Tage kürzer als die Nächte geworden sind, und der Herbstwind über die Felder streicht, dann wandert es sich gut. Die Sonne hat ihre Hauptkraft verloren, so daß man den ganzen Tag voll ausnützen kann, ohne während der Mittagsstunden allzu arg durch übergroße Hitze gepeinigt zu werden. Noch sind ja nicht alle Blätter von den Zweigen gefallen. Die rote Frucht der Eberesche leuchtet mit brennenden Farben in die stille Herbstfeierlichkeit hinein, die auch sonst bunte Mannigfaltigkeit mit lockender Lebhaftigkeit ausgestaltet hat.

Ehe der Winter endgültig ins Land zieht und Straßen und Pfade mit Pfützen und Lachen bedeckt, heißt es noch jede einzelne Stunde wahrnehmen und die Schönheiten der Natur nach Kräften genießen! Und es braucht just nicht immer Berg und Tal zu sein, die mit ihren landschaftlichen Reizen hinauslocken. Auch die Ebene hat ihre Reize und Schönheiten, die sich im Herbst vielleicht prächtiger und plastischer geben, als im Frühling oder Sommer. Nur eines darf im Herbst nicht fehlen: der Laubwald. Ein ausgesprochener Laubwald braucht es freilich gar nicht zu sein. Eine größere Baumgruppe genügt schon. Ein paar Ahornbäume mit leuchtendem Blättergelb. Ein paar Birken, die um diese Zeit etwas ungemein Melancholisches haben. Eine Buchengruppe mit braunrunzeligem Laub. Oder Eichen mit samtbraunem, welkem Raschelblattwerk. Dazu kommen dann noch die ungezählten Tönungen der Gräser und Schilfarten. Ein leichter Nebel, der über dem gesamten Landschaftsbilde lagert, verwischt die Konturen, läßt Linien und Farben ineinanderfließen und schafft zahllose zarte und weiche Uebergänge, die für den Herbst charakteristisch sind.

Der Frühling scheint noch einmal in seiner ganzen Farbenpracht auferstanden zu sein. Das Auge schwelgt. Nur die Sonne meint es nicht mehr wie ehedem. Ihr Glanz hat etwas Fahles, Mattes bekommen; ihre Strahlen, die sie immer seltener ausschickt, flirren nur noch milde und zittrig durch den Raum und vermögen nicht mehr recht zu wärmen. So stirbt mählich in diesem kalten Glanz Blättergrün und Blumenpracht der Erde. Nun braucht man nicht mehr in aller Herrgottsfrühe das Bett zu verlassen, wenn man an einem schönen Sonntag einen Spaziergang machen will. Der Tag pflegt sich erst zu einer Stunde einzustellen, die ein richtiges Ausschlafen gestattet. Und wer jetzt seine sechs bis acht Stunden am Tage wandern will und zur Frühstücks-, Mittags- und Vesperpause ein wenig rasten möchte, der füllt den kurzen Herbsttag gut und gern von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang aus. Jede übermäßige Anstrengung verbietet sich also gewissermaßen von selbst und die Jahreszeit reguliert alle etwaigen übermäßig ausgedehnten Wandergelüste. Das aber ist ein Umstand, der schon aus rein hygienischen Gründen einen Herbstausflug empfehlenswert macht. Und gut wandert es sich jetzt. Allein und in Gesellschaft. Die Arbeiterwandervereinigungen, die in diesen Blättern ja schon verschiedentlich eingehende Beachtung fanden, haben auf diesem Gebiete viel des Guten gewirkt, indem sie den erfolggekrönten Versuch machten, den sechs Tage lang in dumpfer Werkstatt schmachtenden Proletarier wenigstens an einem freien Tage hinauszuführen in die frische Luft und in die freie Natur. Und vermag auch ein derartiger einzelner Ausflug nicht die Schädigungen einer ganzen Woche wettzumachen, so weist er dem Erholungsbedürftigen doch Ziele und Wege, auf denen er neue Kraft zu schöpfen vermag.

Des sinkenden Jahres letzte schöne Tage sind gekommen. Noch flammen in kräftiger Buntheit die Farben des Herbstes. Aber jeder werdende Tag mindert ihre Stärke. Welk raschelt es um deinen Fuß beim Wandern. Ein zäher Nebel tropft von gilbenden Blättern. Spinnfäden haben das braunwelke Gras der Wiesen verfilzt. Matt leuchtet die Sonne und die Dämmerungen des erwachenden und sterbenden Tages spinnen ihre grauen Fäden fast ineinander. Und doch wandert es sich trefflich, wenn auch Sterben und Vergehen in tausend Gestalten am Wege kauern und der naßkalte Wind die welken Blätter in wildem Tanz vor dir und hinter dir aufwirbelt. . . . gl.

Baumwohnung auf den Philippinen.

Die falsche Akazie als Bodenverbesserer. Die als Straßenbaum und aus den Stadtanlagen her bekannte falsche Akazie, auch Schein-Akazie genannt, ist, wie sich aus vielfachen Belegen ergibt, in hervorragender Weise geeignet, den Boden zu verbessern. Mit ihrem nicht nur tiefgehenden, sondern auch weit ausgreifenden Wurzelwerk schließt sie den Boden auf, besser und schneller als dies der Regenwurm vermag, von dem man allgemein sagt, daß er der tätigste Ackerer sei. Hinzu kommt, daß die Akazie auf sterilem Boden, der von manchen anderen Pflanzen verschmäht wird, und wo kein Regenwurm sich blicken läßt, sich äußerst wohl fühlt. Die absterbenden Wurzeln hinterlassen Hohlräume im Boden, durch die Witterungseinflüsse das Erdreich angreifen können; Luft, Wasser und Frost setzen das Pionierwerk fort, so verwittert der Boden schneller und wird als Nährboden für andere Pflanzen geeignet. Noch ist zu beachten, daß die Akazie, gleich der ihrer stickstoffsammelnden Eigenschaft wegen in der Landwirtschaft beliebten Lupine, imstande ist, den freien Luftstickstoff dem Erdboden zuzuführen. In der Eisenacher Gegend wurden vor Jahren auf einem abgeholzten Schein-Akazienschlag Fichten gepflanzt, die sich hier viel schneller entwickelten als jene, die zu gleicher Zeit auf einem Buchenschlag gepflanzt worden waren. Die Fichtenwurzeln waren vielfach den Wurzelresten der Akazien entlang gewachsen, was ihnen scheinbar äußerst gut bekommen ist. Aus diesem und anderen Anzeichen darf man schließen, daß bei der Aufforstung steriler Oedländereien die falsche Akazie vorteilhafte Dienste zu leisten vermag.

Wie wenig anspruchsvoll die Akazie ist, konnte man übrigens so recht im letzten Sommer beobachten. Von allen Straßenbäumen war sie die einzige Art, die ihren grünen Laubschmuck durch die Dürre brachte. Die Akazien standen noch im schönsten Grün, während manche andere Bäume, die unter den gleichen Verhältnissen lebten, schon fast vollständig entblättert waren. h. h.

Vom Blitzort. Um zu wissen, ob bei einem Gewitter augenblicklich Gefahr droht oder nicht, soll man nach einer allbekannten, physikalischen Regel die Zeit, die zwischen dem Aufleuchten des Blitzes und dem Beginn des Donnergeräusches verstreicht, durch Zählen im Sekundentakt zu bestimmen suchen. Die erhaltene Zahl mit drei dividiert, wird die Entfernung des Blitzortes in Kilometern ergeben. Wer aber die Probe aufs Exempel mehrmals gemacht hat und dabei möglichst gewissenhaft vorgegangen ist, wird an der absoluten Richtigkeit der Regel Zweifel hegen. Manchmal stimmt das Resultat so ungefähr, manchmal jedoch erfährt man nachträglich, daß man sich über den Ort eines niedergegangenen Blitzes, — denn nur dieser wird ja an Hand jener Berechnung ermittelt und daraus der Schluß auf den Stand des Gewitters gezogen, sehr getäuscht hat. Das wird zum Beispiel der Fall sein, wenn man einen heftigen Blitz beobachtet, die Entfernung zu berechnen sich bemüht und nach der Himmelsrichtung die mutmaßliche Gegend des Blitzschlages bestimmen wollte. Danach hört oder liest man von einem gefährlichen Blitzschlag, der nach Zeitpunkt und Himmelsrichtung wohl der beobachtete sein kann, indes nicht nach der abgeschätzten Entfernung. Um es vorweg zu sagen: man errechnet die Distanz oft zu kurz. Jene Regel basiert auf dem Gesetz, daß der Schall in der Luft pro Sekunde 333 Meter, also in 3 Sekunden um 1 Kilometer sich fortpflanzt. Tatsächlich sehen wir beim Flintenschuß in 300 Meter Entfernung den Feuerstrahl sofort, hören den Knall aber erst 1 Sekunde später. Anders im Gewitter. Die Regel läßt nämlich die physikalische Tatsache außer acht, daß der Schall im Wasser pro Sekunde um 1435 Meter fortschreitet! Er muß dann ganz natürlich im Regen und durchnäßter Luft um so rascher vorwärts kommen, je höher der Feuchtigkeitsgrad ist, und darum kann man für eine solche außergewöhnliche Luftbeschaffenheit nicht die übliche Zahl von 333 Metern annehmen, sondern müßte eine schwierig zu suchende, höhere wählen. lh.

Das magere Jahr. Ein Bild aus Boberröhrsdorf im Riesengebirge: Infolge der großen Trockenheit haben die sonst üppigen Genossenschaftsweiden so wenig Gras, daß dem Vieh Heu zugeführt werden muß.

Für das Partei-Archiv werden die Jahrgänge 1888, 1889, 1890 und 1891 der „Neuen Welt" gesucht; auf Wunsch erfolgt eine entsprechende Vergütung. Sendungen werden erbeten an den Genossen Max Grunwald, Berlin SW. 68, Lindenstr. 3 (Partei-Archiv).

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.